

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonabend, den 7. Oktober 1820.

121

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich bey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. R. W. und ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. R. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß in der Dorotheergasse; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. R. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Zembler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über die Dreßdner Kunstausstellung im August 1820.

(Fortsetzung.)

Sehr ungern vermissen wir dießmahl ganz die Werke unsers genialen Ketzsch! Während sein Lob in England wiedertönt, wo seine Umrisse zu Göthe's Faust großen Beyfall finden, wurde er im Vaterland selten gehörig geschätzt und seine zarten sinnigen Dichtungen blieben oft unbeachtet und verkannt! Möchte er im nächsten Jahr wieder durch eigne Werke und nicht bloß durch die Fortschritte seiner Schüler zu uns sprechen!

Von unserm verewigten Kugelgen sind die fünf letzten Werke hier, welche schon in mehreren Zeitschriften erwähnt und ausführlich beschrieben wurden, nämlich: sein Christus, zwischen Johannes dem Evangelisten und Johannes dem Täufer, drey herrliche, tiefgefühlte Charakterbilder; ferner seine wunderbar ergreifende letzte Arbeit: der verlorne Sohn, und ein kleines, äußerst zart ausgeführtes Madonnenbildchen; die schöne gott-ergebne Maria sieht hier so rührend empor, als wäre sie schon gefaßt, das Theuerste zu opfern. In der reizendsten Kindlichkeit blickt das auf ihrem Schooße kniende Jesuskind uns mit süßem Ernst an. Immer aufs Neue fühlt man, wie unendlich viel wir an diesem sinnigen erfahren Meister verloren!

Wahre Anerkennung und Beachtung verdient das lebengroße Gemälde des Prof. Pochmann, die büßende Magdalena vorstellend. Es ist trefflich gemahlt, mit einer Wahrheit des Kolorits und Kraft und Schmelz der Farben, welche den vielgeübten Meister zeigen. Könnte dieser sich von einer gewissen Manier im Ausdruck sowohl, als in den Formen frey machen, so gehörten seine Werke zu den ausgezeichneten, denn seltenes mahlerisches Verdienst kann ihnen niemand absprechen. Magdalena kniet hier in einer felsigen Waldgegend und bethet mit dem Himmel gerichtetem Haupt. Das Buch liegt vor ihr. Ihr Untergewand ist weiß, der Mantel dunkelblau. Der Kopf ist lieblich, obchon sehr modern, Hände und Füße sind schön; die Zeichnung des Körpers ist nicht ideal genug; der Ton des Ganzen ist lobenswerth.

Vortrefflich ist die Sepiazeichnung des Prof. Seydelmann, eine mit unbeschreiblichem Fleiß und seltner Vollendung ausgeführte Kopie des Christusbildes von Carlo Dolce, wo der Erlöser das Abendmahl einsegnet, in der Größe des Originals. Die höchste Treue waltet hier, denn man erkennt in dieser herrlichen Zeichnung nicht allein den Geist, sondern sogar die Manier der Behandlung des Originals.

Von der Frau Professorinn Seydelmann ist gleichfalls eine Sepiazeichnung hier, die Kopie der berühmten kleinen Magdalena von Correggio. Daß sie zart und schön behandelt ist, braucht man bey dieser Künstlerinn nicht erst zu versichern, doch erreicht diese Kopie an Treue des Charakters und Ausdrucks bey weitem nicht die mehresten übrigen Arbeiten derselben. Es wäre unbillig, sie nach dieser einen Zeichnung zu beurtheilen, da sie viel schönere Werke schon geliefert hat.

Weit Hans Schnorr, Direktor der Leipziger Kunst-Academie, malte sein eignes Portrait in Öhl. Die Darstellung hat ganz das Schlichte, Wahre, Einfache, was diesen biedern Mann selbst charakterisirt, er ist mit glattgekämmtem Haar, im grünen Hausrock, die Palette in der Hand haltend, vorgestellt. Das Auffassen ist sehr richtig in diesem Bild, aber die Ausführung ist nur schülerhaft zu nennen. Die Farben sind matt und trübe, die Schatten undurchsichtig, das Ganze steht wie ein von der Zeit und dem Rauch verdorbnes Bild. Da der Meister weit mehr Zeichner und tüchtiger Lehrer hierin als geübter Mahler ist, so gereicht ihm dieß Urtheil nicht zum Schaden.

Wir wenden uns nun zu dem besonders reich ausgestatteten Landschaftsfach. Den Übergang bilden die Naturdichtungen unsers genialen Friedrich, denn eigentliche Landschaften kann man doch seine Arbeiten kaum nennen. Hier erhebt sich ein Söller am Hafen, man blickt hinaus auf gothische Kirchtürme, Monumente und Schiffsmasten mit Tau- und Takelwerk, aber alles ist umschleyert von dem magischen Dufft einer tiefdunkeln warmen Sommernacht; ein heller Stern funkelt uns entgegen, und je mehr man hinblickt, desto täuschender wird sein stiller Lichtschimmer und mehr und mehr Sterne sieht man erscheinen in dem veilschenfarbnen Äther. Zwey Schwestern blicken hinaus von dem Söller, wir sehen die dunkeln Gestalten nur im Rücken, und doch fühlen wir, wie traulich süß ihr mädchenhaftes Rosen und Schwagen in dieser nächtlichen Stille auf so hohem Standpunkt seyn muß. Wäre nur ihre Stellung minder steif! Meisterhaft ist diese Luft behandelt, in welcher alles bestimmt und doch so weich umduftet erscheint.

So wie man bey großen Dichtern, welche durch ein einziges Wort oft das ganze Ahnungsvermögen unserer Seele zu wecken wissen, bisweilen sagen möchte: ihre ungeschriebnen Zeilen sind die besten, so findet man bey unsers Friedrichs Gemälden unendlich mehr, als was auf der Leinwand steht! Auf diesem andern ganz kleinen Bildchen sieht man z. B. nichts als schwankes Schilf zwischen Rohrstauden und Seeblumen, es ist dunkle Nacht, sanft glänzend steht die Mondsichel im ersten Viertel am Himmel, der Äther ist so rein, daß man die übrige unbeleuchtete Mondscheibe unterscheidet, der Weiher spiegelt den stillen Schimmer zurück und geheimnißvoll schmiegen sich zwey Schwäne in das flisternde Schilf. Alles ist höchst einfach, fast

möchte man es kunstlos nennen, aber wunderbarer Reiz spielt um das liebe Bildchen, es erscheint uns wie ein Märchen, wie ein Heimathsklang aus der innern Gemüthswelt! So ziehen dort auf einem dritten Gemälde am frühen Morgen die Dünste auf, in einer Berggegend, und wallen und wogen aus den Thalschluchten empor, sich um die kahlen Gipfel drehend, und hier und da steht nur noch niederes laubloses Gestrüpp; öde und einsam ist alles, und unsere Phantasie allein strebt darnach, sich die dampfenden Nebel zu gestalten. Allgemeine Verwunderung erregte ein Rundgemälde unsers Dichters, es stellt den Vollmond dar, vor welchem Wolken vorüberziehen; eine aufgeflogene Gule schwebt in der Mitte des wunderbaren Bildes, welches gerade dadurch interessant wird, daß jeder sich etwas anderes dabei denkt, manchem erscheint es allegorisch, manchem satyrisch; nur diejenigen, welche gar nicht gewohnt sind die Hieroglyphenschrift der Natur zu deuten, nehmen dieß Bild zur Zielscheibe ihres Spottes. So viel bleibt indeß gewiß, daß es mehr eine Hieroglyphe, als ein Kunstwerk zu nennen ist.

Von unserm würdigen alten Prof. K l e n g e l sind 7 kleine Landschaften hier, mit Wärme und Liebe ausgeführt, treu der Natur abgelauscht; alles ist Wahrheit in seinen Werken, es sind keine Gesnerische, sondern Theokritische Idyllen. Die mittlere etwas größere Landschaft ist im italiänischen Geschmack, glühendes Abendroth verbreitet goldnen Schimmer über den westlichen Himmel, schöne Baumparthien verflechten sich; Duft umweht die Berge. An dem fernen Gewässer sind Maulthiere gelagert, ein fröhlich daher schlendernder Knabe ist das einzige menschliche Wesen in der lieblichen Einsamkeit. Sinnig und ausgezeichnet hüsch ist eine kleine deutsche Landschaft: die Straße. Es wird Abend, der Tag war schwül, trübe, Regenwolken ziehen auf, alles eilt heim, das niedliche Bothenmädchen, welche hochgeschürzt, mit bloßen Füßen, den schwerbepackten Korb auf dem Rücken tragend, den Strohhut tief ins Gesicht gedrückt, so eifrig ihres Weges wandert, hat gewiß noch weit bis zu ihrem Dörfchen, ihr Hund eilt voraus. Jener Kärner ladet Schutt von dem Straßenbau auf seinen Wagen, müde von der Tagesarbeit stehen die abgespannten Pferde daneben; der Knabe stinkt mit seinen Reissbüdeln nieder, sein kleinerer Bruder eilt fröhlich herbe; auf den fernen Hügeln zieht ein Jäger mit seinem Hund hinaus. Alles ist bedeutend, lebensvoll und wahr auf dieser kleinen Landschaft.

Der Pendant derselben: die G r a s m ä h e r, ist auch trefflich durch die einfachste Natürlichkeit; man glaubt diese drey rüstigen Bauerburschen, welche hier theils wähend, theils ruhend dargestellt sind, und das Mädchen, welche ihnen einen Labetrunk bringt, selbst auf dem Felde gesehen zu haben, so wie den Hund, der ihr Bündel hütet. Die Weizenernte dort ist ein wenig größer und reicher an Figuren; wie wahr ist dieß halb abgemähte Feld! Die Schnitterinn, welche die volle Garbe mahlerisch auf dem Kopfe trägt, lacht so schalkhaft darunter vor, daß man wohl merkt, sie weiß es recht gut, wie alle jungen Schnitter nach ihr hinschielen; wie naiv und kindlich ist das Bauermädchen, welche ganz vorn auf dem mit einem ländlichen Kreuz gezierten Stein sitzend einen Kranz windet von blauen Kornblumen, mit solchem Ernst, daß man wohl fühlt, die Bestimmung desselben ist ihr wichtig! Sehr treu ist das Viehstück, als Seitenstück dazu ausgeführt. Eine kleine W i n t e r-

Landschaft und eine Kartoffelernte bilden wieder zwey passende Seitenstücke. Möge unser wackerer Veteran noch lange Kräfte erhalten! er hascht nicht nach auffallenden Wirkungen, aber er empfindet und versteht die Natur.

Mit Freuden begrüßen wir den genialen Dänen Dahl als Mitglied unserer Akademie. Sein kühnes Feuer, seine rasche Produktivität, sein jugendliches Streben haben jetzt schon unter unsern jungen Landschaftsmählern glühendern Wetteifer entzündet. Er ist jetzt auf einer Reise durch die Schweiz und Italien begriffen, diese wird hoffentlich auch für seine Kunst sehr erspriesslich seyn. Südens Wärme muß ihn noch durchglühen, diese vermißt man in allen seinen Werken. Luft und Wasser sind bey ihm meist wild vom Sturm zerrissen, fast gepeitscht. Doch ist etwas ungemein Grandioses und Geistvolles in seinen Arbeiten. Er versteht die Kunenschrift der Natur, und stellt sie ergreifend dar; nun muß er ihren Sanskrit studieren! — Seine ganz große Landschaft könnte man einer norwegischen Sage vergleichen. Felsen thürmen sich kühn und wild empor, auf dem höchsten steilsten Zackengipfel stehen die Ruinen einer Burg. Wilde Bergströme stürzen sich herunter über die ausgespühlten Felsenblöcke, schäumend rauschen sie herab, da vereinigen sich andere aus gewölbten finstern Höhlen stuhende Gewässer mit ihnen, und sie ergießen sich aufs Neue über das altergraue Gestein, doch sie breiten sich aus, so, daß man durch die klaren kühlen Wellen überall den zackigen Felsgrund schimmern sieht; ein entwurzelter Baumstamm wird von dem Gewässer fortgerissen, höher oben beugt der Sturm ein schon gelbbraunes Bäumchen, dem die kahlen verwitterten Steine die Nahrung vertragen, über die Fluthen, bald wird es sinken; feuchte Dämpfe wallen auf und dehnen sich um die obern Felsen, Wellen und Wolken verbindend. Kein lebendes Wesen wagt sich in diese Einöde, wo das Element in seiner furchtbaren Größe waltet und kämpfend die Felsen der Erde erschüttern möchte! Dieß Werk ist aus der Sdda der Natur in die Farbensprache übersetzt und steht da in düsterer nordischer Riesengröße. Hier zeigt sich Dahl's Talent in seiner vollen Eigenthümlichkeit. Unter seinen kleinern Werken zeichnet sich eine Waldgegend an einem stürmischen Sommertage aus. Nur bleich schimmert das Licht hinter den verhüllenden Wolken vor, der Sturm durchwüßt die Bäume, umgestürzt liegt der vordere Stamm, und hoch empor ragen seine ausgerissnen Wurzeln. Schauervolle Wahrheit herrscht in dem Ganzen. Jenes kleine Gemählde desselben Künstlers, eine Meerküste darstellend, wo man durch dichte graue Nebel den Sonnenaufgang sieht, ist gleichfalls trefflich; der einsame Fels an der fernen Küste, die beyden Schiffe, alles schwimmt im Nebel, nur einzelne Wogen erglänzen von den durchbrechenden Strahlen, und kaum sichtbar schwingen sich Seemöven empor. Das Ganze ist ungemein weich und duftig gehalten; dieß kann man an wenig Werken Dahl's rühmen, denn sowohl sein Seestück mit Schiffen im Sturme, als seine felsige Landschaft mit Wasserfall und sein kleines Mondscheingemählde sind alle sehr hart und grell gehalten, so daß selbst ihr poetisches Verdienst nicht überwiegend erscheint. Weniger hart, aber auffallend kalt, sind seine beyden Ansichten nach der Natur, eine ist der Prospekt von Dresden, von Neudorf aus genommen, zur andern wählte er die schwere Aufgabe, die Bayreuth in der sächsischen Schweiz darzustellen, nicht von unten hinauf, sondern

von oben herab. Es scheint früher Morgen zu seyn, der Beleuchtung und der Kühle aller Farbentöne nach, doch ist es der westliche Horizont, der sich plötzlich röthet, folglich muß der Künstler den Abend gemeint haben. Die wahre Größe der Natur in jener Gegend ist bey weitem nicht erreicht, und die Ansicht gibt keinen deutlichen Begriff von der Höhe, auf der man steht.

Minder genial, aber wahrhaft wohlthuend erscheinen neben diesen Landschaften die Werke von Karl Traugott Faber, Klengels wackerem Schüler. Seine beyden Naturgemälde, eine Gegend aus dem großen Garten und eine bey Potschappel, sind treu und lieblich aufgefaßt, einfach und ungesucht, aber durchaus wahr, mit trefflichem Baumschlag, schöner, klarer und doch kräftiger Beleuchtung. Seine beyden kleinen Landschaften: der Wasserfall bey Terni, und die Ruine von Zwing-Uri, sind ungemein reizend, düstlig und doch bestimmt gehalten. Vortrefflich ist seine Kopie nach Wynants.

Mit vielem Fleiß führte Prof. Richter eine Sepiazeichnung aus, das Schloß Altenburg darstellend, nur den Baumschlag wünschte man in mehr mahlerischen Massen und nicht so sternförmig. Das Ganze ist aber sehr brav gehalten. Vom Prof. Günther sind zwey in Aquarell gemahlte Landschaften hier, welche seine frühern Arbeiten weit übertreffen. Es ist Reiz und Leichtigkeit darin; möchte nur dieser Künstler zur Ölmahlerey übergehen, um die Kraft zu gewinnen, welche mit Wasser nicht zu erlangen ist. Darneben hängt jetzt noch eine später hinzugekommene, schöne größere Landschaft von Friedrich, sie ist heiterer als seine meisten Werke und stellt eine Alpengegend im Morgenlicht dar.

(Der Schluß folgt.)

Die Nebenbuhler.

Wer von beyden überwunden,
Kann bis jetzt man nicht erkunden,
Einem gibt sie jeden Blick,
Diesem jeden Brief zurück.

Mateig.

Correspondenz-Nachrichten.

London im September 1820.

Ich fing mein Lehtes mit Klagen über die Unfruchtbarkeit unserer dramatischen Dichtkunst an; daher ist es billig, daß ich eines Trauerspielles von Knowles erwähne, das vor ungefähr drey Monathen im Covent-Garden-Theater dargestellt, und mit ungetheiltem Beyfall, den es in jeder Hinsicht verdient, aufgenommen worden ist. Der Nahme dieses hochgefeyerten Stückes ist Virginius, und hat die allgemein bekannte Geschichte des bewundernswürdigen Opfers, das der brave Römer dieses Namens der Tugend und dem Vaterlande mit dem Tode der geliebten Tochter brachte, zum Gegenstand. Die Katastrophe hat unstreitig sehr großes tragisches Interesse, und es ist bewundernswürdig, wie der Verfasser aus einer so einfachen Geschichte ein Stück

von fünf Akten hat schreiben können, davon, selbst auf der Bühne, jede Scene un-
 fere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und höchstes Wohlgefallen erregt. Dieß gelang
 ihm durch die glückliche Einführung von häuslichen Scenen in der Familie des Virgi-
 nius, einigen geräuschvollen Auftritten auf dem Forum, nebst der Episode von der Er-
 mordung des Deodatus im Lager vor Rom, auf Befehl der Decemviren. Der Tod der
 unschuldigen Virginia schließt nur den vierten Akt, um der poetischen Gerechtigkeit
 Raum zu geben. Und so sehen wir am Schlusse den wollüstigen Tyrannen von den Hän-
 den des Virginius, der nach dem gräßlich erzwungenen Tochttermord den Verstand ver-
 loren, erdrosselt sterben, und Rom frey. — Seit dem goldenen Zeitalter der Königin
 Elisabeth ist kein Stück bey uns erschienen, das so ganz, wie dieses, den strengen For-
 derungen des Kritikers entspräche; und das deutsche Publikum müßte es dankbar er-
 kennen, wenn ein Schlegel oder Voss die Übersetzung davon übernehmen wollte. —
 Uns war das Erscheinen dieses Stückes noch besonders darum erfreulich, weil es die
 Gelegenheit an die Hand gab, daß uns, ich wage es zu behaupten, der größte un-
 serer lebenden Schauspieler bekannt wurde, dessen Talente bis jetzt nur in unterge-
 ordneten Rollen, die meistens außer seiner Sphäre lagen, beschränkt war. Dieser
 Künstler ist Macready, dessen ich schon in meinem Vorigen erwähnte. Es war keine
 geringe Aufgabe, in Knowl's Virginius die sanften Gefühle des zärtlichen Vaters
 mit dem Pflichtzwang des rauhen, stolztugendhaften Römers zu vereinigen, und die
 raschen Übergänge von einem zum andern natürlich zu machen. Macready hat diese
 Aufgabe meisterhaft gelöst, und so gelöst, daß die Direktion keinen Anstand fand, ihm
 nachher die Rollen des Corellianus, Richard III. und des Macbeth anzuvertrauen,
 Rollen, die um so schwieriger waren, da sie durch die Vorstellungen eines Keane und
 Campbell eine feste Gestalt gewonnen hatten, die er entweder nachahmen oder auf
 den Beyfall eines eingenommenen Publikums Verzicht thun mußte. Aber er ahnte
 nicht nach und erhielt doch den vollkommensten Beyfall; besonders war sein Macbeth
 unvergleichlich.

Hr. Keane steht auf dem Punkte, seine Talente für ein Paar Jahre nach Amerika
 zu übertragen; vorher spielt er aber noch ein Mahl alle Rollen durch, worin er früher
 geglänzt hat, und darum ist jetzt Drury Lane außer der Saison offen. Keane ist
 ein geschickter Mann, nur ist er zu eitel. Im vorigen Jahr soll er mit der Direktion
 stipulirt haben, daß sein Name, und nur der seinige, mit drey Zoll langen Lettern
 im Komödiensettel gedruckt werde. Von dieser Tollheit ist er zwar zurückgekommen, aber
 dennoch erscheint sein Name immer wenigstens drey bis vier Mahl auf den Zetteln,
 welche bey uns überhaupt Meisterstücke der Windmacherrey (Art of Sulling) sind und
 worin man es hier doch wohl weiter gebracht hat, als irgendwo in der Welt. Vielleicht
 dürfte ich Ihnen einmahl zur Erbauung Ihrer Leser eine Übersetzung von einem solchen
 Anschlagzettel schicken. Windbeutelrey und Betrug ist zwar in allen großen Städten zu
 Hause, aber dennoch erstaunt der Fremde, wenn er sieht, wie hier in diesem Punkte
 die Gewinnsucht jedes Gefühl der Scham ersticket, und wie, durch die ungeheure Kon-
 kurrenz angepörrt, Leute aus allen Ständen selbst die verächtlichsten Mittel ergreifen,
 um ihre Waaren an Mann zu bringen. Das Puffen der Lotteriekontraktors ist
 ganz zum Sprichwort geworden, und kennt auch wirklich keine Grenzen. Wenn sie nur
 die Augen des Publikums auf die mannigfaltigen Mauerchriften und Handbills
 (Zettel, welche den Vorbeygehenden auf der Straße in die Hand gestossen werden) zie-
 hen, so ist ihnen nichts zu heilig, das sie nicht dazu benützen. Was gerade in dem
 Augenblick von großer Wichtigkeit ist, damit fangen sie ihre Erzählungen an, und kom-
 men zuletzt auf die Lotterie zu sprechen; und zum Beweis, wie wenig Delikatesse hier-
 bey gebraucht wird, sey es genug, wenn ich Ihnen sage, daß der unglückliche Prozeß
 der Königin, welcher die Gemüther demahlen so sehr bewegt, in dieser Absicht be-
 nutzt worden ist. Biethet das öffentliche Leben gerade nichts Wichtiges dar, so versertigt
 man Märchen, Anekdoten, Gespräche über die Lotterie zwischen den Treffern und Zeh-
 lern, Lieder und andere Gedichte, die oft dieselbe Wirkung thun; ja selbst mathema-
 tische und philosophische Betrachtungen haben mich auf diese Art öfters zur Lotterie zu-

rückgeführt. Man rechnet, daß dieß Puffen im Durchschnitt ein Pfund Sterling für jedes Loos kostet, welche doch das behörte Publikum am Ende bezahlen muß. Daher fanden die Kontraktors gar keinen Anstand, die vorige Woche ein Bootrennen zu veranstalten und ein ganzes Loos zum Preis dabey auszusetzen, und dann das Resultat unter tausenderley Gestalten in Vers und Prosa vor das Publikum zu bringen. Und all dieser Unfug wird unter stillschweigender Billigung der Regierung und des Parlaments betrieben, weil die Staatskasse dadurch 240,000 Pfund zieht.

Ja selbst viele der zur Beförderung des Christenthumes und des allgemeinen Unterrichts gestifteten Vereine nehmen zum Puffen ihre Zuflucht, um die Zahl ihrer Subskribenten zu vermehren. Zu einer Kollekten-Predigt wählt man immer irgend einen beliebigen Prediger, und der gefeyerte Nahme erscheint alsdann in eben so langen Buchstaben, als der des Schauspielers Ke an an den Mauern, um der Welt Ort und Zeit der Predigt zu verkünden. Dieß mag indessen in einer Riesenstadt, wie diese, nöthig seyn; aber die Anekdotchen und Holzschnitte, womit man in den monatlichen und jährlichen Berichten dieser Vereine die Subskribenten zu unterhalten und zu ferneren Kontributionen anzufeuern sucht, sind oft wahrhaft lächerlich. Dieselben Kunstgriffe wenden die Prediger der verschiedenen anti-anglikanischen Sekten an, um ihre Kapellen, womit das Land bedeckt ist, anzufüllen, und werden in diesem Sinne wahrhafte Menschenfänger. Ich bin kein Katholik, möchte aber beynahen wünschen, daß die ganze Welt katholisch würde, um diesem verderblichen Sektengeist ein Ende zu machen, der nur Haß und Zwietracht brüdet, und Schurken und Heuchlern einen bequemen Deckmantel reicht. In London ist das Übel noch so groß nicht; denn die Leute leben zu getrennt, um den gegenseitigen Haß sichtbar zu machen; auch macht das thätige Leben und die Amalgamation einer großen Stadt den Menschen schon mehr zur Duldung geneigt. Auf dem Lande aber und den Provinzialstädten gehet der Haß zwischen den Sektirern und den par excellence sogenannten Kirchenleuten (Church-people) zuweilen so weit, daß sie weder mit einander sprechen, noch sonst mit einander verkehren wollen. In moralischer Hinsicht wird von manchen ultra-kalvinistischen Predigern durch ihr ewiges Deklamiren gegen das Verdienstliche in guten Werken, die sie Spreu, Unrath, ja wohl gar sündlich nennen, vieles Unheil gestiftet. Nun weiß ich sehr wohl, daß sich der Mensch das wenige Gute, das ihm dann und wann gelingen mag, zu keinem Verdienste anrechnen darf. Soll man aber deswegen immer und ewig, und ohne alle Modifikation die guten Werke verdammen? — Eine solche Lehre muß bey Wesen gewiß schädlich seyn, die meistens andächtig schwärmen viel leichter finden, als gut handeln! — Da ich doch einmahl, über Religionsfachen zu reden gekommen bin, so erlauben Sie mir noch einige Bemerkungen über die unbändige Bekehrungssucht, die sich seit einigen Jahrzehenden dieser Insulaner bemächtigt hat, und welche sich auch anderer Länder zu bemächtigen drohet. Es ist billig, ja es ist Pflicht, daß wir das Gute, welches uns zu Theil geworden, sey es geistig oder physisch, auch andern mittheilen wollen, die dessen bedürfen. Dieser Eifer darf aber nicht zur Don-Quixoterey ausarten, man muß den Leuten die Wohlthat nicht aufzwingen wollen. Daß das Christenthum ein Gut sey, würdig über die ganze Erde verbreitet zu werden, dieß läugnet wohl niemand — aber um diese Absicht zu erreichen, sollten unsere Heidenbekehrer hübsch langsam zu Werke gehen; zuvörderst sich selbst zu Christen (in Geist und Handlungen) zu machen streben, und durch ihr edles Beyspiel auf ihre nächste Umgebung zu wirken suchen; auf diese Art würde der Kreis der Guten immer größer werden, und beynahen jeder Matrose, der an einer entfernten Küste landet, in einem Monath mehr Heiden bekehren können, als alle die mit ungeheueren Kosten jetzt ausgesandten Missionarien zusammen genommen, in Jahren gethan. — Besonders aber sollten jede Art von Kniffen oder sonstigen unheiligen Mitteln zur Beförderung einer so heiligen Absicht vermieden werden; denn daß der Zweck die Mittel nie heiligen könne, bleibt doch bey Menschen von reinem Herzen und geradem Verstand eine ewige, unveränderliche Wahrheit. Eines der verderblichsten Mittel, welcher sich die Bibel- und Missionarien-Gesellschaft in diesem Lande zur Vermehrung ihrer Fonds bedienen, sind

die sogenannten weiblichen Pfennig-Gesellschaften. Diese werden unter der Leitung der Hauptgesellschaften in allen Ecken und Enden, in jeder Stadt, jedem Dorfe und Kirchsprengel gebildet. Zwey der angesehensten Frauen in jeder Nachbarschaft werden, die eine zur Schatzmeisterinn und die andere zur Sekretärinn gemacht, welche sich alsdann so viele Subskribentinnen, mitunter auch Subskribenten, zu verschaffen suchen, als sie können; und da die Subskription nur einen Pfennig die Woche seyn soll (ungefähr drey Kreuzer), so können Sie sich denken, daß sich nur wenige davon ausschließen werden, indem selbst die Ärmste diese Kleinigkeit, selbst wenn es seyn müßte, und wie es auch öfters der Fall ist, ohne des Gatten Wissen und Willen, von ihren wöchentlichen Ausgaben abzwacken zu können hofft. Dem ersten Anscheine nach erscheint alles dieses sehr harmlos. Aber ganz anders lernt man darüber denken, wenn man siehet, daß sonst gute Gattinnen und Mütter durch das Herumlaufen, welches das Sammeln der Kontributionen nothwendig macht, für's erste einen großen Theil der Zeit verlieren, die sie ihren Familien hätten widmen sollen, sodann aber sich an ein müßiges Leben gewöhnen, welches ihnen zuletzt alle Lust zur Häuslichkeit benimmt, und daß die Notorität, die sie als fromme Weiber erhalten, und der Ruhm, den sie zu erhalten glauben, wenn sie bey den vierteljährigen Versammlungen ihre Namen mit öffentlichem Lob verlesen hören, sie endlich zu Hause aufgeblasen, rechthaberisch und tyrannisch macht. Glauben Sie mir, alles dieses sind keine Hypothesen, denn leider ist mir mehr als eine Familie bekannt, deren innerer Friede auf diese Art fürchtbar zerstört worden. Auch können Sie sich leicht denken, wie solche fliegende Posten das Medium zur schnelleren Verbreitung aller Lügen und alles Skandals werden müssen, welche schon, ohne dieses Hilfsmittel, allenthalben das gesellschaftliche Leben verpesten. Ja manche Weiber, besonders in London, werden bloß Subskribentinnen, um für ihren Pfennig die Neuigkeiten desto früher zu erfahren. Auch lassen es die heiligen Weiber, die sich an die Spitze solcher Vereine stellen, nicht an Zwangsmitteln fehlen, um bey den vierteljährigen Berichten eine größere Rolle zu spielen (und die Herren, welche solche machen, scheinen das Mittel zu kennen, um den Wettstreit dieser Damen rege zu erhalten); es wird nicht nur jeder Hausfreund von ihnen in Kontribution gefehlt, sondern auch die armen Dienstbothen müssen sich ihre sauer erworbenen Pfennige absparen, und den Handwerkern und Verkäufern, die vom Hause irgend einen Nutzen ziehen, wird mit dem Verlust der Kundschaft gedrohet, wenn ihre Weiber nicht kontribuiren. In manchen Häusern findet man sogar Bettelbüchsen für die Gesellschaften auf dem Tische.

Mit Erstaunen sehe ich jetzt, daß ich vom Theater und der Lotterie in eine lange Abhandlung über das Sektenwesen verfallen bin. Aber wer kann sagen, wenn er sich zum Schreiben setzt, wohin in sein Gedankenlauf führen werde! — Indessen, da es einen wichtigen Zug aus unserem gesellschaftlichen Leben liefert, so mag das einmahl Geschriebene stehen bleiben, ja bey einer künftigen Gelegenheit dürfte ich mir sogar erlauben, zu demselben Gegenstand, so wie zur Windmachersy in andern Fächern zurückzukehren.

(Der Schluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.